
Herausgegeben
von Ralf Konersmann

Handbuch Kultur- philosophie

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII	4. Cassirer und die Bibliothek Warburg	119
		(Isabella Woldt)	
I. Einleitung	1	5. Cassirer in der Rezeption	125
(Ralf Konersmann)		(Cornelia Richter)	
II. Thematische Schwerpunkte ...	13	6. Martin Heidegger	133
		(Ludger Heidbrink/Claus Langbehn)	
1. Kulturphilosophie	13	7. Ludwig Wittgenstein	138
(Ralf Konersmann)		(Christian Bermes)	
2. Kultur und Kulturbegriff	23	8. Antonio Gramsci	144
(Andreas Hetzel)		(Rainer Winter)	
3. Kulturwissenschaft	31	9. Walter Benjamin	149
(Hartmut Böhme)		(Michael Makropoulos)	
4. Interkulturalität	39	III.3 Aktualisierungen (seit 1945)	158
(Rolf Elberfeld)		1. Philosophische Anthropologie	158
5. Kulturkritik	46	(Ralf Becker)	
(Hjördis Becker)		2. Kritische Theorie	168
		(Gerhard Schweppenhäuser)	
III. Klassische Positionen	55	3. Claude Lévi-Strauss	177
III.1 Vorgeschichte (bis 1900)	55	(Heike Kämpf)	
1. Giambattista Vico	55	4. Hans Blumenberg	181
(Thomas Gilbhard)		(Enno Rudolph)	
2. Jean-Jacques Rousseau	60	5. Michel Foucault	185
(Heinz Thoma)		(Ulrich Johannes Schneider)	
3. Immanuel Kant	70	6. Richard Rorty	188
(Marion Heinz)		(Jonas Lüscher/Michael Hampe)	
4. Johann Gottfried Herder	78	IV. Systematik der Übergänge	193
(Michael Maurer)		1. Architektur	193
5. Friedrich Schiller	85	(Werner Oechslin)	
(Carsten Zelle)		2. Design	200
6. Georg Wilhelm Friedrich Hegel	90	(Kai Buchholz)	
(Christoph Jamme)		3. Geschichte	206
7. Friedrich Nietzsche	93	(Achim Landwehr)	
(Andreas Urs Sommer)		4. Gesellschaft	212
III.2 Gründungsphase (1900–1945)	101	(Dirk Baecker)	
1. Georg Simmel	101	5. Kunst	217
(Willfried Gefßner)		(Marion Lauschke)	
2. John Dewey	110	6. Moral	223
(Michael Hampe)		(Birgit Recki)	
3. Cassirer und der Neukantianismus	114	7. Natur	227
(Ursula Renz)		(Kristian Köchy)	
		8. Politik	234
		(Christian Zimmermann)	

Herausgeber
 Ralf Konersmann ist Professor für Philosophie
 an der Universität Kiel und Herausgeber
 der Zeitschrift für Kulturphilosophie.

Redaktion
 Claudia Brede-Konersmann, Rendsburg.

M
 HNR 3618
 ML: PH

**Universitätsbibliothek
 Duisburg-Essen**

Bibliografische Information der Deutschen National-
 bibliothek
 Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
 Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
 detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungs-
 beständigem Papier

ISBN 978-3-476-02369-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist
 urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der
 engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
 des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbe-
 sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrover-
 filmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
 elektronischen Systemen.



© 2012 J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
 und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt/Melanie Fräsch –
 unter Verwendung eines Fotos von Uschi Dresing
 Satz: Dörr + Schiller GmbH, Stuttgart
 Druck und Bindung: Kösel, Krugzell · www.koeselbuch.de
 Printed in Germany
 November 2012

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

- Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1916 ff. [AA].
- Kranz, Walter: *Kosmos*. Bonn 1958.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Philosophische Werke*. Hg. von Arthur Buchenau und Ernst Cassirer. Bd. 2: *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*. Leipzig ²1924.
- Löwith, Karl: Gott, Mensch und Welt in der Metaphysik von Descartes bis zu Nietzsche [1967]. In: Ders.: *Sämtliche Schriften*. Bd. 9. Stuttgart 1986, 1–194.
- Orth, Ernst Wolfgang: Dilthey und der Wandel des Philosophiebegriffs seit dem 19. Jahrhundert. In: *Phänomenologische Forschungen*. Bd. 16. Freiburg i.Br./München 1984a, 7–23.
- : Dilthey und Lotze. Zur Wandlung des Philosophiebegriffs im 19. Jahrhundert. In: *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 2 (1984b), 140–158.
- : Rudolf Hermann Lotze. Das Ganze unseres Welt- und Selbstverständnisses. In: *Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Neuzeit*. Bd. 4. Hg. von Josef Speck. Göttingen 1986, 9–51.
- : Der moderne Kulturbegriff als Indikator eines metaphysischen Problems [1996]. In: Ders.: *Was ist und was heißt ›Kultur? Dimensionen der Kultur und Medialität der menschlichen Orientierung*. Würzburg 2000, ²2009.
- : Die Kulturbedeutung der Intentionalität. Zu Husserls Wirklichkeitsbegriff. In: *Philosophy, Phenomenology, Sciences. Essays in Commemoration of Edmund Husserl*. Hg. von Carlo Ierna u. a. Dordrecht u. a. 2010, 559–571.
- Red./Hammerstein, Notker: Universität. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* [HWPh]. Hg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel. Basel 1971 ff., Bd. 11, 212–218.
- Rickert, Heinrich: *System der Philosophie*. 1. Teil. Tübingen 1921.
- Schröder, Winfried: Weltweisheit. In: HWPh, Bd. 12, 531–534.
- Snow, Charles Percy: *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*. Stuttgart 1963 (engl. 1959).
- Thomasius, Christian: *Deutsche Schriften*. Hg. von Peter Düffel. Stuttgart 1970.
- Thomé, Horst: Weltbild. In: HWPh, Bd. 12, 460–463.
- Weinrich, Harald: *Grundfragen der Textlinguistik. Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. Stuttgart/Berlin/Köln ³1977.
- Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus* [1921]. In: Ders.: *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1984.

Ernst Wolfgang Orth

24. Zeichen

Zeichen operieren. Sie vollziehen Unterscheidungen, die Unterschiedenes trennen, verbinden und bestimmen. Bestimmtheit heißt Etwas sein. Was bestimmt wird, erscheint als ein auch anders Mögliches: ein bestimmtes Unbestimmtes oder ein Werden des Bestimmten. Unterschiedenes ist, was es ist, weil es auch ist, was es nicht ist. Seine Bestimmtheit unterläuft das Prinzip zweiwertiger Logik.

Dieses Nichts ist kein Leeres, sondern ein Positives, das Unterscheidungsmöglichkeiten weiterführt und stimuliert. Das Verhältnis von Bestimmtem und Unbestimmtem, Wirklichem und Möglichem ist Sinn. Eine je gegenwärtige Gesamtheit des sinnhaft Unterscheidbaren ist die Welt. Zeichen bringen Welt hervor. Statt etwas zu repräsentieren, transformieren Zeichen, was sie bezeichnen. Sie führen Markierungen in Felder des auch anders Unterscheidbaren ein. Zeichen sind schöpferische Funktionen. Bestimmung, Unbestimmtheit und Potentialität realisieren sich durch die Verkettung von Unterscheidungsprozessen.

Repräsentation und Unterscheidung

Ein solcher Begriff des Zeichens unterscheidet sich von der Auffassung, Zeichen seien etwas, das anderes repräsentiert, Bewusstseinsinhalte mit Dingen oder Sachverhalten vermittelt, in der Sprache sein vorzügliches Medium besitzt oder ein System diskreter, miteinander kombinierbarer Elemente aufweist.

Von Aristoteles über Ferdinand de Saussure bis Noam Chomsky ist diese Vorstellung auf differenzierte Weise vertreten worden. Hingegen stellt sich die oben eingeführte Definition in die Tradition eines pragmatischen Zeichenkonzeptes, das in Charles Sanders Peirce, Wilhelm von Humboldt oder Ernst Cassirer seine Wegbereiter findet. Auf dessen Grundlage können wir Zeichen als sinn- und welterzeugende Unterscheidungsfunktionen betrachten. Sie entfalten ein Kontinuum an Differenzbildungen von natürlichen über soziale bis zu kulturellen Ordnungen. Weder ist die Welt als sinnhafter Zusammenhang unabhängig von Zeichen gegeben noch gilt das, wie Jacques Derrida demonstriert hat, für ein die Welt repräsentierendes Bewusstsein, das sich der Zeichen lediglich bedienen würde. Deshalb sind Zeichen auch kein neutrales Medium, das Informationen überträgt.

Der Zeichenbegriff spaltet die Welt, um sie als Horizont von Möglichkeiten zurückzugewinnen. Mit ihm zu beginnen bedeutet, die Frage nach der Welt als Frage nach dem Sinn zu stellen (vgl. Rustemeyer 2001). Diese Frage führt eine Unterscheidung in den Kontext philosophischer Unterscheidungen ein: die Unterscheidung zwischen Unterschied – als Differenz von schon Unterschiedenem – und Unterscheidung – als Operation des Unterscheidens, die das Unterschiedene konstituiert. Historisch gut ausgearbeitete begriffliche Alternativen – etwa von Substanz/Akzidens, Subjekt/Objekt, Geist/Materie, Individuum/Gesellschaft – lassen sich als Möglichkeiten betrachten, der Form des Unterscheidens eine jeweils bestimmte Gestalt begrifflicher Unterschiede zu verleihen.

Unabhängig von ihrer Funktion in speziellen historischen und begrifflichen, aber auch politischen und sozialen Kontexten (vgl. Flasch ²2009) haben solche Alternativen sich als problematisch erwiesen. Sie transportieren ein Problem weiter, ohne es zu lösen: das Problem zweiwertigen Unterscheidens. Zweiwertig ist eine begriffliche Praxis, die darauf verzichtet, den Unterschied von Unterschied und Unterscheidung in sich zu wiederholen. In diesem Fall vermag sie sich nicht als eine Operation zu behandeln, die dem Raum des von ihr Unterschiedenen zugehört, obwohl und weil sie diesen Raum erzeugt. So gebaute Theorien verstellen sich die Möglichkeit, sich als je gegenwärtige Spaltung der Welt zu beschreiben. Sie können sich nicht auf produktive Weise mit der Welt verwechseln, um sich von der Welt zu unterscheiden. Wird ein Modell der Zweiwertigkeit jedoch gegen ein Modell zirkulärer Unterscheidungsoperationen ausgetauscht, gewinnen klassische philosophische Fragen der Erkenntnis, des Politischen, der Religion oder der Logik eine andere Kontur.

Unterschied und Unterscheidung

In der Metaphysik gepflegte Fragen nach der Form und dem Seienden entfalten sich in der Logik als Frage des Rechnens mit Unterscheidungen, während die Philosophie des Politischen sie als Problem der Entscheidung und des Souveräns kennt. In der Religionsphilosophie stellt sich die Gottesfrage als Unterscheidung von Gott und Welt als Frage nach der Form der Welt.

Aus zeichenphilosophischer Perspektive handelt es sich dabei um zirkulär verknüpfte Kontexturen des Unterschieds von Unterschied und Unterscheidung.

Die Frage der Form lässt sich als Frage nach dem Unterscheiden auffassen, die sich logisch als Verknüpfung von Unterscheidungsoperationen, sinntheoretisch als Entfaltung des Unterschiedenen im Horizont der Welt sowie kulturphilosophisch als Frage nach der Stabilität des auch anders möglichen Wirklichen stellt. Wirklichkeit können wir dann als Prozess verknüpfter Unterscheidungen verstehen. Sorgt der Anschluss von Unterscheidungsoperationen für die Kontinuität der Welt, so entspringt ihre Dynamik aus der Differenz der Beobachter, die Unterscheidungen vollziehen. Sinn wird so als Sonderfall einer Zeichenoperation verständlich. Aus dem Kontinuum der Differenzbildungen, die sich von der Natur über das organische Leben bis zu Gesellschaften, Bewusstseinen und informationsverarbeitenden Maschinen erstrecken, entstehen neue Ordnungsformen durch die Einführung von Beobachtern. Beobachter benutzen jeweils andere Profile des Wirklichen und Möglichen für den Aufbau von Differenz (vgl. Whitehead 1979). Orientieren Beobachter ihre Unterscheidungsoperationen an der Differenz von Wirklichkeits-Möglichkeiten-Differenzen, mithin an der Konstitution von Sinn bei anderen Beobachtern, haben wir es mit Kultur zu tun.

Deshalb ist Kultur ein voraussetzungsvoller, nur in Sinnordnungen möglicher Ordnungsbegriff, der die Gleichzeitigkeit des Verschiedenen als Komplexität beschreibt. Welt und Kultur lassen sich als Aufstufungen von Komplexitätsordnungen betrachten, wenn wir einen formalen Begriff der Unterscheidungsoperation zugrunde legen. Realität wird als Frage der Prägnanz beobachtbar, die sich durch Wiederholungen von Unterscheidungsoperationen und als je spezifische Kontrastbildung realisiert. Darin unterscheidet sich eine Philosophie des Zeichens von phänomenologischen oder hermeneutischen Sinnbegriffen ebenso wie von Unterscheidungen zwischen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften, Spielarten dialektischen Denkens oder Varianten einer Transzendentalphilosophie.

Der analytische Zeichenbegriff

Ein solcher Zeichenbegriff ist analytisch. Er dient der Beobachtung, also dem Unterscheiden und Vergleichen von Ordnungsphänomenen jeder Art. Darum wäre es voreilig, ihn auf eine bestimmte Zeichenart – zum Beispiel Sprache, Zahl oder Bild – festzulegen.

Unterscheidungen lassen sich in mindestens vier operativen Hinsichten unterscheiden, deren Zusam-

menspiel ihr weltschöpferisches Potential entfacht. Als Unterscheidungen sind sie (1) zeitliche Operationen. Sie existieren in ihrem Vollzug als Gegenwart, die stets aufs Neue eine operative Differenz von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzeugt. Zeichenfunktionen erzeugen Realität, wenn Wiederholungen ihrer Operation gelingen. Wiederholungen benötigen dazu (2) Replikas, die für sie selbst und für andere Zeichenfunktionen anschlussfähig sind. Worte, Bilder oder Zahlen sind prominente und kulturell bewährte Beispiele für solche Zeichenformen. Dank ihrer transformieren sich jeweils besondere Unterscheidungen zu allgemeinen Symbolen, die typisiert sein können. Zeichenfunktion und Allgemeinheit eines Symbols gehen in den Replikas nicht auf, ohne doch als Entitäten *sui generis* unabhängig von ihren Operationen zu existieren. Es gibt nur empirische, keine allgemeinen Formen. Welche Zeichenformen benutzt werden, ist für die kulturelle Existenz der Zeichen von Bedeutung. Zeitliche und symbolische Bestimmungen werden (3) im Vollzug von Beobachtungen realisiert, die von anderen Beobachtern erwartet werden können. Beobachter operieren in erfahrungsbasierten Erwartungsmustern, die, weil wechselseitig aufeinander bezogen, Gesellschaften hervorbringen. Gesellschaften prägen (4) durch Wiederholung, Verkettung, Organisierung und Typisierung von Zeichenfunktionen Register des jeweils als Wirklichkeit Geltenden, des Wahrscheinlichen, normativ Anschlussfähigen und überhaupt des Vorbildlichen, mitsamt allen Komplementärwerten, aus.

Das Zusammenspiel dieser Formen von Kontingenzen im Vollzug einer Zeichenfunktion lässt sich als Oszillation beschreiben (vgl. Rustemeyer 2006). Zeichen sind Oszillationen, insofern sie momenthaft und operativ Kontingenzformen verknüpfen und in allen Hinsichten gleichzeitig Unterschiede machen. Was sie bezeichnen, sind keine Entitäten, sondern Ereignisse, die sich als simultane Cluster von Unterscheidungen beobachten lassen.

Philosophie der Zeichen und der Kultur

Kultur ist eine Dimension der Zeichenfunktion. Kultur bezeichnet das Problem und die Normalität von Komplexität in sinnverarbeitenden Ordnungen. Sie markiert den Bereich, innerhalb dessen Unterscheidungsoperationen mit Anschlusswahrscheinlichkeit rechnen dürfen sowie den Grad möglicher, noch anschlussfähiger Abweichungen von typisierten Unter-

scheidungsformen. Zeichentheoretisch betrachtet, beschreibt Kultur die Kohäsion von Unterscheidungsfeldern: ihr Maß ist Macht (vgl. Rustemeyer 2008).

Wie für alle Zeichenfunktionen gilt für kulturelle Sinnbildungen, dass Unterscheidungen in der Oszillation von Wahrnehmung und Kommunikation zustande kommen. Wahrnehmung und Kommunikation sind simultane Zustände der Form. Sie entfalten, als kontrastbildende Irritation und als kommunikative Anschlussbildung, ein Kontinuum von Differenzen zu unterscheidbaren Bestimmungsformen neuer Komplexität. Wahrnehmung ist, auf der Grundlage des hier verwendeten Zeichenbegriffs, nicht notwendigerweise mit einem natürlichen Bewusstsein identisch. Wie es im Bereich der anorganischen und organischen Natur Wahrnehmungen gibt, so können auch kommunikative Ordnungen wie Märkte oder Organisationen wahrnehmen. Kultur führt Beobachtern Wirkliches als Variante des Möglichen vor: als riskante, unwahrscheinliche, unabschließbare und nie ganz einholbare Form des Vollzugs von Sinn. Deshalb liegt es nahe, den Kulturbegriff mit dem Begriff der Metapher in Verbindung zu bringen (vgl. Konersmann ²1998).

Das eröffnet einer Philosophie der Zeichen und der Kultur Anschlüsse an mathematische, soziologische oder kognitionstheoretische Überlegungen. Diskussionen über eine Logik der Form von George Spencer Brown, Theorien der Kommunikation im Anschluss an Niklas Luhmann und Dirk Baecker, Bruno Latours Beschreibungen von Wissensregimen als ›Netzwerken‹ oder Umberto Ecos Semiotik beschreiben Ordnungsprozesse ebenfalls als Unterscheidungsbildungen. Ihnen ist gemeinsam, nicht von Unterschieden, sondern von Unterscheidungen auszugehen, Theorie als spezifische Form von Praxis zu begreifen, binäre Unterscheidungen in Prozessmodelle aufzulösen sowie Logik mit Zeit zusammenzudenken. Wer sich für derartige Unterscheidungsordnungen entscheidet, begibt sich in eine Beschreibungspraxis, bei der Zeichen keine ontologischen Kategorisierungen repräsentieren, sondern Prozesse des Referierens verknüpfen. Signifikat eines Zeichens ›ist‹ ein Prozess differentieller Unterscheidungen und Verweisungen. Wir können Menschen, Bakterien, Maschinen oder Gespenster wie Aktanten behandeln, die in semiotischen Unterscheidungsketten ihren Ort finden. Form und Formen der Kommunikation sind Resultate von Unterscheidungsprozessen (vgl. Rustemeyer 2008a).

Der Begriff des Begriffs, eine philosophiehistorisch prominente Unterscheidung, ändert in einer

Prozesstheorie der Zeichenformen seine Bedeutung. Begriffe leiden unter dem Problem, wie ihre Allgemeinheit mit Besonderem zusammenhängt, inwiefern sie über Eigenschaften der Welt Auskunft geben, worin ihre Existenz besteht und wie sie erkannt werden. Mit Hilfe einer Theorie der Zeichenprozesse betrachten wir anstelle von Begriffen Verkettungen von Referenzen, die nicht vorab mit ontologischen Qualitäten oder Kategorisierungen beschwert sind. Begriffliches erscheint als Typisches, das aus Prozessen der Wiederholung von Unterscheidungen entsteht. Typen kombinieren kognitive, emotionale und motorische, semantische, soziale und logische Unterscheidungsformen. Besonderes wird in ihnen als Besonderes beobachtbar, mithin ein Allgemeines; Allgemeines wird in der operativen Unterscheidung vom Besonderen unterscheidbar. Universalienprobleme stellen sich nicht. Typisierungen liefern flexible Schemata der Figuration von Welt (vgl. Eco 2000, 154 ff.).

Der Grad ihrer Allgemeinheit resultiert aus der Häufigkeit der Wiederholung einer Unterscheidung, aus ihrer mehr oder weniger großen, vielleicht gesellschaftsweiten Anschlussfähigkeit, ihrer Akzeptanz und Prägnanz. Grenzen zwischen Wirklichem und Imaginärem verflüssigen sich. Je typisierter eine Zeichenform ist, desto größer wird ihr Realitätsgrad, denn sie attrahiert eine Mannigfaltigkeit operativer Referenzen, versammelt sie zu Gesellschaften, verleiht ihnen Allgemeinheit und ermöglicht damit Besonderheit. Auch wenn es diese Formen in einem ontologischen Sinne nicht ›gibt‹, sind sie wirklich. Ihnen geht es wie der wahren Liebe und den Gespenstern, von denen François de La Rochefoucauld bemerkt, dass jeder von ihnen spreche, doch niemand sie gesehen habe (vgl. La Rochefoucauld ²1980, 71). Ihre Realität ist kulturell: fundiert in der Einheit der Differenz von Realem und Imaginärem. Wirklichkeit unterscheiden wir durch den Grad an Kohärenz und Reichweite der Transformationen, die wir mit Zeichen vornehmen. Darum ist Liebe eine Realität, die hormonellen Aufruhr entfacht, emotionale Eskalationen in Gang setzt und kommunikative Turbulenzen anrichtet, die davon Betroffene in ihrem Selbst- und Weltgefühl aufstört (vgl. Luhmann 1982). Gespenster fristen heute ein bescheidenes Dasein in englischen Altbauten, aus denen sie zuweilen in Ibsen-Dramen oder philosophische Texte Reißaus nehmen, um dort als Symbol oder Beispiel tätig zu werden. Liebe und Furcht gehören jedenfalls, in allen Kombinationen, zu den Sinnformen, an denen wir die existentielle, ins Physiologische hineinreichende

Reichweite, den kulturellen Wandel und die Verknüpfung neurologischer, semantischer, leiblich-habituelier und sozial inszenierter Zeichenfunktionen studieren können.

Semiotische Kulturphilosophie

Eine semiotisch ansetzende Kulturphilosophie ist, wie das Beispiel andeutet, nicht nur imstande, über sämtliche kulturelle Phänomene zu sprechen, sondern sich selbst als eine Form der Kultur zu verstehen und als Sonderfall allgemeiner Ordnungsprozesse zu reflektieren. Kultur wird zu einem Spezialfall ihrer Theorie und deshalb auf instruktive Weise mit natürlichen oder sozialen Prozessen vergleichbar.

Klassische Konzepte wie Repräsentation, Totalität, Selbstreflexion oder logische Symmetrie, mit denen der Raum kultureller oder geistiger Phänomene erschlossen werden sollte, benötigt eine so gebaute Zeichentheorie nicht. Solche Modelle streben Geschlossenheit an. Sie stehen für Ideale der Erkenntnis einer Welt-wie-sie-ist, einer schattenlosen Selbsterkenntnis, einer Einheit von Logik und Zeit im Wissen oder einer Grammatik klarer Unterscheidungen, deren Formen analog zur Form der Welt sind. Das Konzept des Zeichens macht hier einen Unterschied, der Unterschiede im historischen wie im politischen Verständnis der Kultur macht. Auf semiotischer Grundlage ist die Versuchung geringer, Kultur verfallstheoretisch oder fortschrittsoptimistisch zu beurteilen. Für viele Kulturtheoretiker war das eine seit Jean-Jacques Rousseau attraktive Unterscheidungs-geste (vgl. Konersmann 2008). Sie gaukelt dem Beobachter der Kultur eine Position vor, von der aus er das Ganze dieser Kultur überblickt, bewertet und in seinem Verlauf betrachtet.

Verzichten wir auf diese Figuration, für die Hegels Philosophie ebenso wie deren Kritik durch Karl Marx gute Beispiele liefern, bekommen wir es mit Beobachtern zu tun, die in ihren Gegenstand verstrickt sind, weil sie ihn durch ihr Unterscheiden bestimmen und durch ihn bestimmt werden, ohne ihn zu erfinden. Beobachter sind nicht allein, nicht allwissend, ihr Blick ist nicht allzeitig, und ihre Begriffe repräsentieren nicht die Welt. Vielmehr haben sie es mit anderen Beobachtern zu tun, die sie bei der Arbeit der Beobachtung beobachten und ihre Bestimmungen mit anderen Zeichen unterscheiden. Ihre Gegenwart ist ein Vollzug des Unterscheidens, der sich selbst verdeckt. Selbstreflexion, in der die Unterschiede und ihre Zeit ebenso wie Subjekt und Objekt

zusammenfielen, bleibt unerreichbar, kann die Beobachtung sich doch selbst nur als Spur ihres Gewesenseins bestimmen.

Wissend, dass alle Unterscheidungen auch anders ausfallen könnten, steht ein Beobachter vor dem Dilemma zu entscheiden, auf welche Kontingenzen er sich einzulassen bereit ist. Kultur stellt sich ihm als Feld kontingenter Optionen dar. Darin nehmen Kulturkritiker einen Platz ein, sehen aber weder mehr noch besser als andere. Kultur zwingt dazu, Kontingenz zu entfalten und Welt zu erzeugen. Seit Johann Gottfried Herder ist das die prägende Erfahrung der modernen Gesellschaft. Sie begegnet sich als Dynamik von Formen, die sich keiner zentralperspektivischen Beschreibung, keiner monokausalen Erklärung und keiner transzendenten oder immanenten, jedenfalls verbindlichen Bewertung mehr fügt (vgl. Baecker 2012 u. 2008). Die Position absoluter Beobachter hat sich aufgelöst. An ihre Stelle sind vagabundierende Unterscheidungen getreten. Die Rolle des Menschen als desjenigen, der denkend, handelnd und wertend der Welt gegenübertritt, weicht der Einsicht in die Funktion kultureller Register des Unterscheidens, Klassifizierens, Benennens und Rechnens. Offenheit, Mehrdeutigkeit, Intransparenz, Anonymität, Vielfalt und Perspektivität der modernen Kultur zwingen Praktiken des Regierens, Wirtschaftens, Kommunizierens oder Lernens, mit dem Unplanbaren zu rechnen. Sie entfalten sich als Heuristiken des Umgangs mit Ungewissheit (vgl. Foucault 2004a u. 2004b; Latour 2001; Baecker 2003 u. 2007; Rustemeyer 2009a).

Reflexionsstile der Kultur

Verschänkungen von Besonderem mit Allgemeinem in der Zeichenfunktion wiederholen sich in der modernen Kultur durch die Kombination von Differenzierung und Typisierung. Prägnante Zeichenformen wie Sprache, Zahl, Formel und Bild fördern die Entstehung von Organisationen, die, wie Unternehmen, Universitäten oder Museen, in spezifischen Kommunikationsfeldern unwahrscheinliche Sinnbildungsleistungen ermöglichen (vgl. Bredekamp/Krämer 2003; Krämer 1991).

Diese steigern Differenzen im Blick auf die Welt. Deren Einheit kommt in der Kommunikation über Ereignisse zum Ausdruck, die ihrerseits Differenzen in den Formen ihrer Beobachtung markieren. Begriff, Zahl und Bild stimulieren evolutionär Reflexionsstile, deren Formwandel wir in der Wissen-

schafts-, Begriffs- oder Kunstgeschichte beobachten. Mit Hilfe mehr oder weniger standardisierter Verknüpfungsregeln für Repliken sind sie wesentlich an der Steigerung von Kontingenz beteiligt, durch die unsere moderne Kultur charakterisiert ist. Wechselseitige referentielle Verweisungen zwischen Zeichenordnungen aktivieren semiotische Kontraste, die sich einer linearen Übersetzung oder einer analogen Beschreibung verweigern. Begriffe, Zahlen oder Bilder sind mehr und anderes als unterschiedliche homologe Weisen der Repräsentation derselben Entitäten. Vergleichbar sind sie, weil sie weder homolog noch identisch sind. Bestimmungsformen, die mit Hilfe unterschiedlicher Zeichenarten geschehen, ordnen Sinn zu Komplexitäten dissonanter Resonanz. Anschlusswahrscheinlichkeit gewinnen Zeichen dann trotz und wegen ihrer nichtlinearen Weiterbestimmung in sich verschiebenden Kontexturen des Wahrscheinlichen. Zusammen erzeugen sie dynamische Ordnungen endlicher Unendlichkeiten des Bestimmens. Aus diesem Grund können wir Kulturen wie Diagramme betrachten. Sie erfordern und ermöglichen Vollzüge von Zeichenfunktionen in der Verschränkung unterschiedlicher Zeichenformen (vgl. Rustemeyer 2009b).

Wissenschaften, Künste und Philosophie bilden paradigmatische Reflexionsstile aus, deren organisatorische Verdichtung für eine permanente Steigerung kultureller Differenzen sorgt. Gegenhalt findet diese Differenzdynamik in typisierten Zeichenfunktionen, die gesellschaftsweit anschlussfähig sind und die hochgetriebene Kontingenz der Kultur auffangen. Moderne Gesellschaften greifen dazu auf Massenmedien zurück, die eine für jedermann zugängliche, operativ belastbare und bis auf weiteres akzeptable Wirklichkeit zur Verfügung stellen. Jeder einzelne vermag sich dank solcher Typisierungen in ein Verhältnis zur Komplexität der Kultur zu setzen. Die Herausbildung eines Bedürfnisses nach und einer Anerkennung von Individualität wird so ermöglicht (vgl. Bourdieu 1982). Philosophische Beobachtungen der Kultur fertigen ihrerseits Darstellungen an, mit denen sie die Kontingenz der Gesellschaft durch die Anordnung ihrer Unterscheidungen und die Kombination ihrer Zeichenformen schematisieren. Dabei werden sie als eine Form des Vollzugs von Kultur beobachtbar. Weil Darstellungen Unterscheidungsweisen und damit die Welt, die sie erzeugen und transformieren, verändern, sind sie zugleich theoretisch und praktisch (vgl. Rorty 1993). Philosophie in diesem Sinne ist eine Praxis der Kulturreflexion (vgl. Baecker/Kettner/Rustemeyer 2008b).

Kultur als diagrammatischer Prozess

Kultur können wir als diagrammatischen Prozess betrachten. Diagramme existieren in Darstellungen. Eine Philosophie der Zeichen, die für eine Philosophie der Kultur fruchtbar gemacht wird, verweist auf eine Philosophie der Darstellung. Darstellungen sind welt schöpferische Prozesse, in denen Zeichenverkettungen Realität – Dauer, Anschluss, Erkennbarkeit und Wahrscheinlichkeit – erlangen. Gegenüber ihren Referenten stellen sie kein Zweites dar, das ein Erstes mehr oder weniger zuverlässig abbildet, um zu einem Dritten – der Wahrheit des Allgemeinen – zu führen.

Ebenso wenig erfinden sie einfach Wirklichkeit. Vielmehr erzeugen sie Form-Prozesse, die auf besondere Weise Zeichenarten verknüpfen und eigene Plausibilitäten, Evidenzen und Möglichkeiten aufbauen. Die Fähigkeit von Darstellungen, Anschlussfähigkeit zu gewinnen, Neues einzuführen, innovativ mit Symbolen umzugehen und von anderen Beobachtern wiederholt zu werden – kurz: das kulturschöpferische Potential ihrer Unterscheidungsform – hängt vom Zusammenspiel der Dimensionen einer Zeichenfunktion ab. In Darstellungen nehmen Unterscheidungen kulturelle Formen an, die mit symbolischen und sozialen Ordnungen verkettet sind. Mit Hilfe von Darstellungen unterscheiden wir jeweils den Unterschied von Unterschied und Unterscheidung, stellen die Wirklichkeit bestimmter Beobachtungen in den Horizont des auch anders Möglichen und entwickeln Formen, mit Komplexität fertigzuwerden, das heißt: unterscheidungs- und entscheidungsfähig zu bleiben.

Die Logik der Form entfaltet sich als Logik des Zeichens in der Logik der Darstellung: in Diagrammen. Diagramme unterscheiden, bezeichnen, vollziehen und reflektieren Kultur. Kultur vollzieht Welt als Sinn. Welt ist gegenüber ihren Darstellungen weder vorgängig noch nachrangig. Sie ist ihr Diagramm. Weltbeobachtung und Selbsterzeugung des Beobachters sind, wie Wahrnehmung und Kommunikation, vertauschbare Werte der Unterscheidungsfunktion des Zeichens. Zeichen operieren.

Literatur

- Baecker, Dirk: *Organisation und Management. Aufsätze*. Frankfurt a. M. 2003.
 –: *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 2007.
 –: Zur Kontingenz der Weltgesellschaft. In: *Über Kultur. Theorie und Praxis der Kulturreflexion*. Hg. von Dirk Bae-

- cker, Matthias Kettner und Dirk Rustemeyer. Bielefeld 2008, 139–161.
 –: *Wozu Kultur?* Berlin 2012.
 –/Kettner, Matthias/Rustemeyer, Dirk (Hg.): *Über Kultur. Theorie und Praxis der Kulturreflexion*. Bielefeld 2008.
 Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. 1982.
 Bredekamp, Horst/Krämer, Sybille (Hg.): *Bild, Schrift, Zahl*. München 2003.
 Cassirer, Ernst: *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt 81994.
 Eco, Umberto: *Kant und das Schnabeltier*. München/Wien 2000.
 Flasch, Kurt: *Kampffläche der Philosophie. Große Kontroversen von Augustin bis Voltaire*. Frankfurt a. M. 2009.
 Foucault, Michel: *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. Hg. von Michel Sennelart. Frankfurt a. M. 2004a (frz. 2004).
 –: *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978–1979*. Hg. von Michel Sennelart. Frankfurt a. M. 2004b (frz. 2004).
 Konersmann, Ralf: *Kultur als Metapher*. In: *Kulturphilosophie*. Hg. von Ralf Konersmann. Leipzig 21998, 327–354.
 –: *Kulturkritik*. Frankfurt a. M. 2008.
 Krämer, Sybille: *Berechenbare Vernunft*. Berlin/New York 1991.
 La Rochefoucauld, François de: Reflexionen oder moralische Sentenzen und Maximen. In: *Die französischen Moralisten. La Rochefoucauld, Vauvenargues, Montesquieu, Chamfort*. Hg. von Fritz Schalk. Bremen 21980, 61–139.
 Latour, Bruno: *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt a. M. 2001 (frz. 1999).
 Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion*. Frankfurt a. M. 1982.
 Peirce, Charles Sanders: *Naturordnung und Zeichenprozess. Schriften über Semiotik und Naturphilosophie*. Frankfurt a. M. 21998.
 Rorty, Richard: *Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays und ein Vorwort*. Stuttgart 1993.
 Rustemeyer, Dirk: *Sinnformen. Konstellationen von Sinn, Subjekt, Zeit und Moral*. Hamburg 2001.
 –: *Oszillationen. Kultursemiotische Perspektiven*. Würzburg 2006.
 –: Die Logik der Form und das Problem der Metaphysik. In: *Zehn Jahre danach. Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«*. Hg. von Dirk Baecker u. a. Stuttgart 2008a, 504–515.
 –: Die Sichtbarkeit der Macht. In: *Macht. Begriff und Wirkung in der politischen Philosophie der Gegenwart*. Hg. von Ralf Krause und Marc Rölli. Bielefeld 2008b, 245–259.
 –: Produktive Paradoxe. In: *Erwägen, Wissen, Ethik EWE* 20 (2009a), 149–151.
 –: *Diagramme. Dissonante Resonanzen: Kunstsemiotik als Kulturtheorie*. Weilerswist 2009b.
 Whitehead, Alfred North: *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie*. Frankfurt a. M. 1979 (engl. 1929).

Dirk Rustemeyer